Zeitschrift: Schweizer Spiegel

Herausgeber: Guggenbühl und Huber

Band: 41 (1965-1966)

Heft: 5

Artikel: Am Boden erkämpft : aus der bewegten Geschichte des Schweizer Spiegel

Autor: Otto, Heinrich

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1079446

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 30.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Am Boden erkämpft

Titel-Illustration von Walter Guggenbühl zu einer Widerstands-Reportage des Verfassers

Illustration von Hans Tomamichel zum Artikel «Gefährliche Tüchtigkeit» von Adolf Guggenbühl

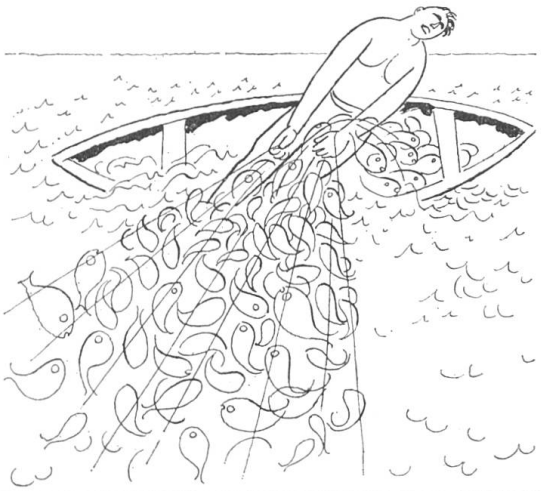
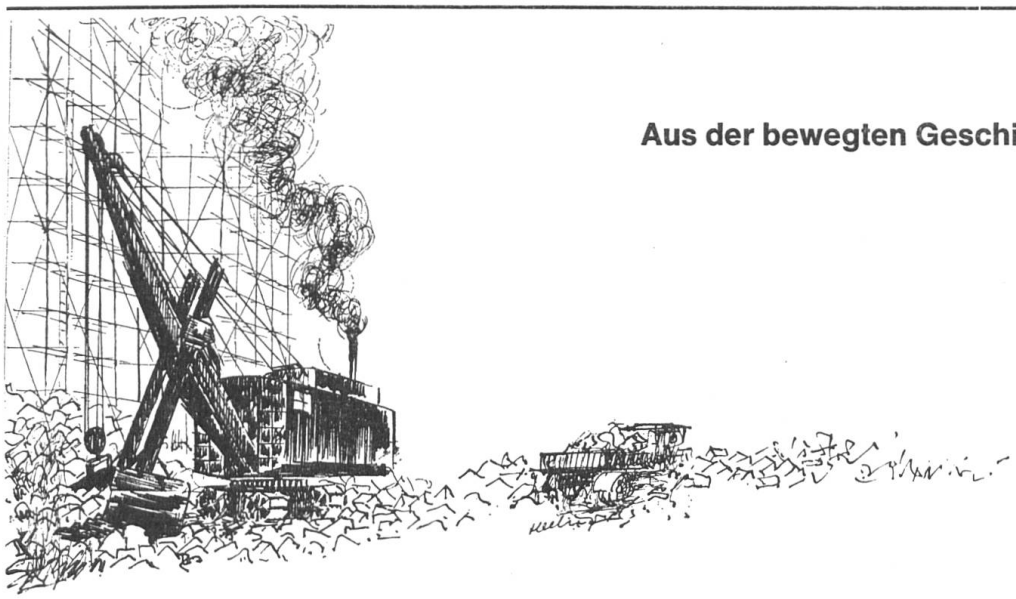


Illustration von Fritz Hellinger zum Artikel «Die Expo kommt zur rechten Zeit» von Daniel Roth



Aus der bewegten Geschichte des Schweizer Spiegel

Von Heinrich Otto

In der Zeit, da wir uns darauf konzentrieren mußten, einen dauerhaften wirtschaftlichen Erfolg des vier Jahre zuvor gegründeten Schweizer Spiegel Verlages sicherzustellen, kam die Hiobsbotschaft vom großen New Yorker Börsenkrach von 1929. Erschütternd war der Anblick, den die Zeitungen, die Illustrierten und die Kinos von der bisher so optimistischen großen Nation ennet dem Ozean darboten.

Europa blieb zunächst von dieser Krise äußerlich relativ verschont. Man schlug sich noch mit den Nachwehen des Ersten Weltkriegs und der Russischen Revolution herum. Auch in der Schweiz defilierten die Aktivisten der Linken am 1. Mai mit geballter Faust hinter einem Wall von roten Fahnen. Manche verweigerten den Militärdienst, Beschimpfungen hoher Offiziere waren an der Tagesordnung. Ein großer Teil der Rechten verteidigte demgegenüber einfach die alten Positionen. Manche bewunderten Mussolini. Von den Vernünftigeren beider Seiten suchten viele einen Halt in den Hoffnungen, die der Völkerbund erweckte.

Die Herausgeber des Schweizer Spiegel standen eindeutig auf bürgerlichem Boden, bekannten sich zur freien Wirtschaft und zur schweizerischen Wehrbereitschaft. Aber sie äußerten sich wenig zu den politischen Auseinandersetzungen, welche die Tageszeitungen beherrschten. Sie traten für eine Selbstbesinnung ein und zeigten auf, daß für uns – im Gegensatz zu unseren Nachbarn – Demokratie stets die einzig denkbare Lebensform bleiben wird, welche schon die Kinderstube und den Familientisch mit einem besonderen Geist erfüllt. In diesem Geist und vom Glauben her gilt es, unser Leben immer wieder zu erneuern.

Der interessante Alltag

Für Adolf Guggenbühl und Fortunat Huber war es sicher, daß der Schweizer Spiegel eine wichtige Mission erfüllte. Schon hatte sich um ihn ein Kreis von Mitarbeitern und Lesern gebildet, denen die Zeitschrift zu einem eigenen Anliegen geworden war. Tausenden vermittelte sie auf unterhaltsame Art einen geistigen Halt in bewegter Zeit.

Der Schweizer Spiegel bemühte sich, im Menschen in erster Linie das Gute zu sehen, und zwar im schweizerischen Mitmenschen der Gegenwart. Dieser Geist war schon spürbar auf dem Titelblatt, wo Humor, freundliche Ironie, liebevolle und moderne Darstellung abwechselten, in den Illustrationen junger Schweizer Künstler und in den Beiträgen oft noch kaum bekannter Schriftsteller und Geistesgrößen. Er durchzog die Aufsätze der Herausgeber, Helen Guggenbühls Betrachtungen zur Gastfreundschaft, zur Gestaltung des Familienlebens und zu moderner Haushaltführung, wie auch die originellen Mode-Anregungen von Dr. Anna Huggler-Guggenbühl, bis zu den Leserumfragen, Erlebnis- und Tatsachenberichten.

Daß die aktuellen Reportagen über Berufserlebnisse und über sonderbare Erscheinungen gleich wichtig genommen wurden, entsprach der Grundhaltung der Zeitschrift, wonach im Alltag eines Volkes soviel Interessantes ist wie in seinen großen Leistungen, wenn man es nur zu sehen versteht. Zudem erhöhten diese im besten Sinn sensationellen Berichte natürlich das Interesse des Publikums. Sie zu beschaffen und abzufassen, war in erster Linie meine Aufgabe.

So ließ ich mich einmal bei fünf Appenzeller Naturärzten untersuchen. Ich sagte bloß, ich leide bei Föhn an Kopfweh und sei dann oft müde. Der erste Wunderdoktor schaute mir tief in die Augen, diagnostizierte ein schweres Magenleiden und verkaufte mir Mittel für 25 Franken. Der zweite machte die Urinprobe und sprach von einem schweren Nierenschaden. Der nächste, ein Chiropraktiker, stellte eine beängstigende Wirbelsäulen-Verkrümmung fest, hieß mich bäuchlings auf den Boden liegen und knetete meinen Rücken, daß mir Hören und Sehen vergingen. Beim vierten war es das Herz. Schließlich diagnostizierte eine Frau, im Volksmund Pagliano-Tante genannt, eine Nikotin-Harnsäurevergiftung.

Der Attest eines Arztes FMH bestätigte indessen, daß ich in jeder Hinsicht gesund war. Die Pagliano-Dame war über die Veröffentlichung dieser Erfahrungen so erbost, daß sie eines Tages auf unserer Redaktion erschien, nach Herrn Otto fragte und, da dieser nicht anwesend war, im Halbdialekt der von Hause aus Italienischsprachigen ins Büro rief: «Säge Si Err Otto, er is ein Rindvie und ein Lööli!»

Unser Artikel spielte dann noch eine Rolle in einem Prozeß zwischen der Naturärztin und einem Patienten. Im Zeugenstand fand ich einen Liegestuhl vor – sei es daß dem Anordnenden die Sachlage aus den Akten nicht genau bekannt war, sei es daß er dem ärztlichen Attest doch nicht traute, sei es daß er so die Objektivität des Gerichts dokumentieren wollte. Nun, ich konnte für die Wahrheit meines Berichtes auch im wörtlichen Sinn einstehen.

Es gab auch Tatsachenberichte, die uns selber Prozesse einbrachten, so später meine Reportagen über den «Teufelsbeschwörer von Safenwil» und einen Viehhändler. Aber die Kläger zogen angesichts der dokumentarischen Beweise stets ihre Klagen schon im Vorverfahren zurück.

Optimismus in der Wirtschaftskrise

Nachdem die Krise 1932 nach Europa übergegriffen hatte, war es Künstlerpech, daß ein Anlageberater ausgerechnet in der Nummer, die in den Tagen des aufsehenerregenden Zusammenbruchs von Kreuger und Toll erschien, noch den Erwerb von Aktien dieses Konzerns empfahl. Übrigens war das nicht die erste falsche Voraussage im Schweizer Spiegel. Der Pariser Modeschöpfer Paul Poiret hatte 1911 Ho-

senröcke gezeichnet, wie sie 1931 Mode wurden. Nun erklärte er zur Entwicklung bis 1951: «Ich bin absolut sicher, daß der Rock dem Untergang geweiht ist und an seine Stelle die Jupe-culotte treten wird.» Das ließ sich freilich nicht so schnell nachprüfen.

Was die Krise betraf, so blieben Guggenbühl und Huber dabei, daß auch sie – mochte sie die schlimmste sein seit hundert Jahren – wieder in bessere Zeiten übergehen werde, «so sicher wie der Nacht der Tag folgt». Und im Sommer nach dem europäischen Börsenkrach hatte Fortunat Huber geschrieben: «Vielleicht ist dem einen oder anderen dieses Frühjahr nicht so frühlingshaft zumute gewesen. Aber da es nun einmal Frühling war und Sommer ist, warum sollten wir uns nicht trotzdem der schönen Jahreszeiten freuen? Wir können den Sommer 1932 nur einmal genießen... seine Sonne, das Wasser, die Blumen, das Licht!» So setzten die beiden immer wieder den Widerwärtigkeiten des Tages einen Glauben entgegen, der sie wohl hie und da zu etwas zuviel kurzfristigem Optimismus verleitete, der aber tiefer wurzelte und von da her Trost und Zuversicht im besten Sinn ausstrahlte.

Im Verlag selber hatten wir jetzt auch wieder Gelegenheit, die Tragfähigkeit dieser Haltung zu erproben. Im ganzen Land mußten die Verleger von Zeitungen und Zeitschriften ein Zusammenschrumpfen des Inseratenteils ihrer Blätter auf die Hälfte oder einen Drittel und einen Stillstand in der Abonnentenzahl hinnehmen. Es war eine schwierige Zeit, auch für uns.

Zudem kam vom Norden schon damals eine Flut von Monatszeitschriften, meist snobistischer oder erotischer Prägung über die Grenze, so «Der Querschnitt», «Uhu» und «Das Magazin». Zum Teil wurden diese Blätter von Schweizer Verlegern nachgeahmt. Es entstanden und verschwanden: das «Schweizer Magazin», der «Föhn» und andere, die weniger in den Familien als in Cafés und bei Coiffeuren Eingang fanden.

Eine ernstzunehmende Konkurrenz waren «Westermanns Monatshefte», eine deutsche Zeitschrift mit an sich gutem Niveau, aber doch einer Geisteshaltung, die der schweizerischen demokratischen Lebensart entgegengesetzt war. Sie wurde bis zum Kriegsausbruch durch einen großzügig organisierten Vertreterring vertrieben.

Der zähe Konkurrenzkampf zwang uns abermals, unsere Anstrengungen zu steigern. Als Allround-Mann unseres Verlages hatte ich alle Hände voll zu tun.

Auch zogen wir am 29. März 1934 um. Die schönen Räume im siebenten Stock an der Storchengasse 16 waren uns gekündigt worden. Der Eigentümer schickte sich an, den ganzen Block in ein Hotel zu verwandeln. Es war allerdings einfacher als heute, Lokalitäten zu finden. Es herrschte keine Wohnungsnot, im Gegenteil. Die Hausbesitzer liefen sich fast die Füße wund und kargten nicht mit Zugeständnissen, als sie vernahmen, daß wir uns als Dauermieter für eine Etage im Stadtzentrum interessierten.

Die Wahl fiel auf das Parterre eines Patrizierhauses aus dem 18. Jahrhundert, am Hirschengraben 20, genannt «Zum Graben» oder der «Kiel». Hier veranstaltete einst Johann Bürkli literarische Abende und verbrachte der zweite Mann seiner Witwe, der in Paris bekannt gewordene Zürcher Literat Henry Meister, seinen Lebensabend. Wir vermißten sehr den Ausblick auf die Limmat, den See und das Gebirge. Dafür mußten aber unsere Mitarbeiter nicht mehr 112 Treppenstufen bewältigen, und wir konnten sie in großen, repräsentativen Räumen empfangen, mit schönen Rokoko-Stukkaturen an Decken und Wänden.

Zu dieser Zeit erschien in unserm Verlag das Buch «Die Moorsoldaten» von Wolfgang Langhoff, der erste authentische Bericht über die Schrecken der deutschen Konzentrationslager. Es fand ein weltweites Echo und erlebte vierzig Auflagen. Dafür wurde allerdings mit einem Schlag der Absatz unserer Bücher in Deutschland abgestoppt, ja, unsere Konsignationslager bei den deutschen Kommissionären wurden gesperrt und waren verloren.

Unser kleines Unternehmen konnte mit dieser Publikation früh einen unverhältnismäßig großen Teil zur Aufklärung über das wahre Gesicht des Dritten Reiches beitragen. Das gab einem innere Befriedigung und trug auch zum Ruf des Verlages bei, obwohl manche die Wahrheit nicht sehen wollten und uns als Brunnenvergifter beschimpften. Gleichzeitig bedeutete das Buch ein sehr willkommenes, ausgezeichnetes Geschäft.

Dieser Erfolg enthob uns natürlich nicht der Kleinarbeit. So trug ich zur Festigung des Geschäftes bei – am liebsten durch meine Artikel. Für meine Reisetätigkeit war ich mit einem SBB-Generalabonnement ausgestattet. Das begünstigte meine

Aufgabe, in unserem Land nach interessanten Begebenheiten und originellen Menschen Umschau zu halten.

In einem Innerschweizer Blatt las ich einen Nachruf, in dem ein Sparkassenverwalter von Arth in bewegten Worten offenbar gutgläubig als Wohltäter gefeiert wurde, der sich durch sein Lebenswerk ein unvergeßliches Denkmal gesetzt habe. Eine Frau, die im Schnellzug Zürich–Gotthard mir gegenüber saß, erzählte mir mit Tränen in den Augen, wie es wirklich war. Die Sparheftbesitzer hatten ihr ganzes Geld verloren. Der Mann hatte nämlich vergessen, die ihm anvertraute halbe Million Franken Spargelder zinstragend anzulegen. Dieser Bankverwalter war kein gerissener Gauner, wie etwa Tigg Montague bei Dickens, sondern nur ein schwacher Mensch, der seinem Posten nicht gewachsen war.

Es ist selten, daß eine bloß einmal im Monat erscheinende Zeitschrift eine solche Affäre entdeckt und ausführlich beschreiben kann, bevor sie in die großen Zeitungen kommt. Die Nummer mit dem Artikel «Eine Sparkasse brach zusammen» war in wenigen Tagen ausverkauft.

Ebenso schlug ein weiterer Bericht ein. In St. Gallen hatte sich ein Bäckermeister auf Grund von Angaben einer Hellseherin in den Kopf gesetzt, daß in St. Gallen unerschlossene Ölfelder unter dem Boden lägen. Bereits war in zwei Monaten 1500 Meter tief gebohrt und ein Vermögen in den Boden versenkt worden. Meine Reportage über den Ölrausch in St. Gallen machte dieser sonderbaren Tätigkeit ein Ende.

So spielte sich mein Dasein beim Schweizer Spiegel ab wie ein Fest, nein, wie Arbeit und Fest, denn ich arbeitete und genoß. Wochenende für Wochenende reiste ich in alle Himmelsrichtungen der Schweiz, manchmal zum bloßen Vergnügen, manchmal, um einem Menschen nachzuspüren, von dem es hieß, daß er Interessantes zu erzählen wisse. So unterhielt ich mich zehn Samstagabende mit Kapitän Heinzelmann, der von seinen abenteuerlichen Seefahrten zurückgekehrt war. Ein Artikel in fünf Fortsetzungen und eine erfolgreiche Buchausgabe waren das Resultat.

Bald vergrößerte sich nun auch mein Ressort Fachzeitschriften. Das Ansehen des Verlages hatte sich so gefestigt, daß uns noch zwei Organe der Baubranche anvertraut wurden. Wir waren wieder einmal über den Berg.

Der deutsche Herr und die Männer von Zuchwil

Eines Tages, drei Jahre vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, besuchte uns ein beredter deutscher Herr. Er lobte zuerst unsere Zeitschrift und ihre charaktervolle Haltung. Dann sagte er: «Ihr Blatt ist bis heute noch nicht verboten in Deutschland. Ich kann Ihnen die Zusicherung geben, daß es auch in Zukunft nicht der Fall sein wird, wenn...!» Ja, wenn wir monatlich vier Seiten beifügten, die von einem Mitarbeiter des deutschen Propaganda-Ministeriums redigiert würden. Er versprach uns, jeden Monat 100 000 Exemplare des Schweizer Spiegel zu einem von uns zu bestimmenden Preis zu übernehmen, unseren Inseratenteil mit Aufträgen der deutschen Industrie fühlbar zu beleben und für eine Garantie zu sorgen, daß hiefür von höchster deutscher Stelle Devisen zur Verfügung gestellt würden.

In einer zweiten Unterredung wollten wir diese Worte stenographisch festhalten und eine Photo machen, um alles in einem Artikel zu verwerten. Ich versteckte mich hinter einem Paravent. Leider waren aber die Vorbereitungen zu sehr improvisiert. Als ich den deutschen Herrn abknipsen wollte, fiel eine Vorsatzlinse zu Boden. Er merkte etwas, sah konsterniert auf seine Uhr und schrie: «Ums Himmels willen, mein Zug fährt in fünf Minuten!» Ohne sich zu verabschieden, rannte er zur Türe hinaus – und wurde nicht mehr gesehen.

Das Hauptanliegen des Schweizer Spiegel war seit seiner Gründung die geistige Landesverteidigung, von der 1925 kaum jemand sprach. Ob jener deutsche Herr sich als besonders tüchtig hatte erweisen wollen, indem er ausgerechnet auf unsere Zeitschrift losging? Wahrscheinlich ist, daß er nicht richtig dokumentiert war. Wir hatten bereits lange vorher unter dem Titel «Was gedenkt der Bundesrat zu tun?» solche Praktiken an den Pranger gestellt. Damals hatte das «St. Galler Tagblatt» ebenfalls ein ähnliches Angebot abgelehnt. Es scheinen dagegen einige andere – erfreulicherweise wenige – auf diesen braunen Leim gekrochen zu sein.

Von der Nazi-Gefahr und auch von erfreulichem Abwehrgeist zeugte 1939 mein Tatsachenbericht «Die Männer von Zuchwil». In dieser Gemeinde stand eine sogenannte «Solothurnische Waffenfabrik». Sie war durch Verkauf eines Aktienpaketes in deutschen Besitz übergegangen und nach der

nationalsozialistischen Machtergreifung dem Aufsichtsrat der Hermann Göring-Werke unterstellt worden. Der Werkführer des solothurnischen Betriebes, ein nazistisch angehauchter Schweizer, drangsalierte die Arbeiter, zur Hauptsache Einwohner Zuchwils, mit seinen Ideen. Er hatte die Stirn, im Betriebsbüro das Bild des großen Führers aufzuhängen. Von einem Arbeiter wurde es eines Tages heruntergerissen und zerschmettert.

Wegen Eigentumsschädigung wurde der Arbeiter vom Gericht verurteilt. Die Kosten und die Buße wurden durch Sammlung bei den Kollegen und den Dorfbewohnern bezahlt. Doch verlor der Arbeiter, ein Familienvater mit drei Kindern, seinen Arbeitsplatz. Daraufhin organisierte der Gemeindeammann mit einem interparteilichen Komitee eine große Kundgebung und veranlaßte durch eine scharfe Resolution den solothurnischen Regierungsrat, dem Treiben der Nazi-Gruppe in Zuchwil ein Ende zu machen. Der Artikel fand ein großes Echo und wurde mehrfach abgedruckt.

Meine sorgenvollste und meine schönste Zeit

In der Landi zeigte sich dann, wie vieles von dem Geist, zu dessen Verbreitung unser Redaktionsteam unermüdlich beigetragen hatte, Allgemeingut des Schweizervolks geworden war. Gewiß, diese Kundgebung der Einigkeit einer gewachsenen Demokratie in tödlicher Bedrohung war aus unzähligen Quellen gespiesen. Aus allen Schichten waren Wegbereiter dieses Durchbruchs erstanden. An vorderster Stelle muß hier aber sicher neben dem Namen Professor Karl Meyers und einiger weniger derjenige Adolf Guggenbühls stehen.

Getragen von breiter Zustimmung und auch finanziell gestärkt stand nun unser Verlag da, als – wie man es hatte kommen sehen – der Zweite Weltkrieg ausbrach.

Damit schien wieder alles in Frage gestellt. Beide Verleger rückten zum Aktivdienst ein. Ich wurde erst später nachgemustert und trug jetzt die ganze Verantwortung. Vor allem hatte ich noch nie eigentliche Redaktionsarbeit geleistet, und nun mußte ich die ersten beiden Nummern der Kriegszeit zusammenstellen. Wohl gab es vorbereitete Pläne, aber ich fragte mich doch jeden Abend, ob die Sache richtig herauskommen werde. Glücklicherweise war Adolf Guggenbühl vorerst bei der Bewachung des Zürcher Wasserwerks eingesetzt, so daß ich ihn aufsuchen und er mir helfen konnte.

Trotzdem, dies war meine sorgenvollste Zeit, und ich habe wirklich aufgeatmet, als dann bald die ersten Urlaubsgesuche bewilligt wurden. Noch oft mußte ich einspringen, aber die beiden Prinzipale waren jetzt doch selten länger als einen Monat gleichzeitig weg. So konnten wir es schaffen, daß die Abonnenten den Schweizer Spiegel während des ganzen Krieges kein einziges Mal verspätet erhielten. (Die Post funktionierte noch wie ein Uhrwerk.)

Da auch ich später oft im Militärdienst war, ging die Kriegszeit eigentlich rasend schnell vorüber. Bei Kriegsausbruch war ich schon bald vierzig Jahre alt und hatte, obschon ich mich seit fünfzehn Jahren inmitten eines sich ständig erneuernden Jungbrunnens von fünf bis sieben sorgfältig ausgewählten Damen befand, noch keine Lebensgefährtin gefunden. Guggenbühl ermahnte mich immer deutlicher, daß es jetzt dann an der Zeit sei, eine Frau zu suchen, wenn ich nicht in das Stadium eines abgebrühten Junggesellen geraten wolle. «Wenn Sie noch heiraten wollen, so müssen Sie sich darauf einstellen, und die Frau wird sich finden», riet er mir.

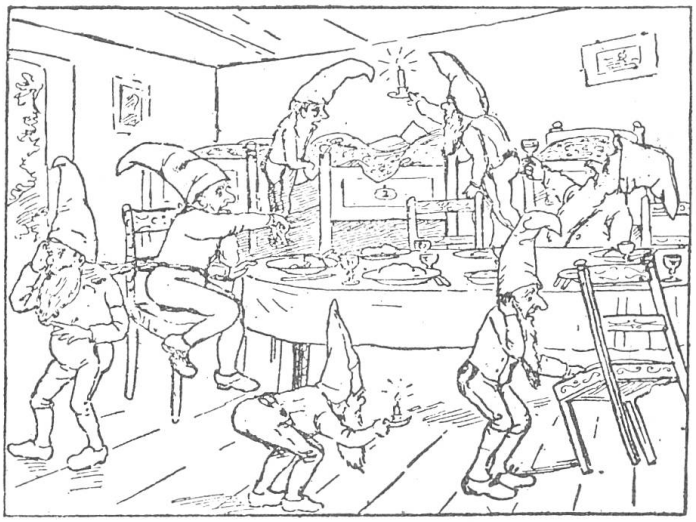
Gut, ich stellte mich darauf ein, und eines Tages erschien ein Engel auf unserem Büro. Er erschien in der Gestalt einer neuen Sekretärin, mit der ich zusammen arbeiten sollte. Von dem Tage an, da sie da war, sah das ganze Geschäft in meinen Augen anders aus. Es vergingen zwei Jahre, da heirateten wir. Seither sind mehr als zwanzig Jahre vergangen; wir sind eine fünfköpfige glückliche Familie.

Aufschwung mit Unterbrüchen

Bei Kriegsbeginn trugen wir noch an den Folgen eines Mißgeschicks. Wir hatten die Inseratenpacht der täglich erscheinenden Programmzeitung der Landi übernommen und sehr schöne Aufträge erhalten. Als sich aber zeigte, daß die Zeitung immer 24 Stunden zu spät und so mit dem Programm des Vortages erschien, wurde sie nicht mehr gekauft, und die meisten Inserenten traten von ihrem Auftrag zurück. Nach dem großen Erfolg der Landi entschädigte uns aber deren Direktion angemessen.

Jetzt entfaltete sich vor allem unser Buchverlag gut. Die größte Auflage erlebte «Haushalten in der Kriegszeit» von Helen Guggenbühl. Ich wurde mit dem Vertrieb bei den großen und kleinen Arbeit-

VEXIERBILD VON DER JAHRHUNDERTWENDE



«Wer hat aus meinem Tellerchen gegessen?»
«Wer hat aus meinem Gläschen getrunken?»
«Wer hat auf meinem Stühlchen gesessen?»
«Wer hat in meinem Bettchen geschlafen?»

gebern unseres Landes beauftragt. Es gelang mir, 220 000 Exemplare abzusetzen. Die hauptsächlichen Käufer waren der Bund, die Kantone und die Großindustrie. Sehr ansehnliche Auflagen erlebten auch: «Wir wollen frei sein» (40 000), «Gang lueg d Heimet a» (60 000) und «Das Réduit» (20 000).

Mit dem Schweizer Spiegel ging es ebenfalls aufwärts. Daß sich nun sein Grundanliegen, die Besinnung auf das Schweizerische, als überaus notwendig erwies, begann sich auch im äußeren Erfolg auszuwirken. Vor allem dank der Sektion Heer und Haus unserer Armee, welche für die Soldatenstuben und Bunker rund 1500 Abonnements bestellte. Als diese nach dem Krieg wegfielen, bedeutete das zwar wieder einen Rückschlag. Doch hatten die Männer an der Grenze den Schweizer Spiegel kennen und schätzen gelernt. Manche abonnierten ihn jetzt selber. Dabei half mit, daß wir die Werbung neu organisierten und intensivierten. Diese Aufgabe ließ mir freilich nur noch wenig Zeit für Reportagen.

Auch in meinem Ressort Fachzeitschriften hatten wir im Krieg einen ersten Höhepunkt erreicht. Mühsam sind vor allem die vielen Verhandlungen, die es braucht, bis es schließlich zur Übernahme der Betreuung eines Organs kommt – oder nicht. Anfänglich waren wir etwas zu optimistisch. Daß eine «Schweizerische Eislauf-Zeitung» kaum Erfolg haben konnte, hätten wir uns eigentlich sagen können.

Dank der Entfaltung des von uns betreuten Inseratenteils entwickelte sich dagegen «Das Wohnen», Organ des genossenschaftlichen Wohnungsbaus, gewaltig. Wir hatten einen geschickten Acquisiteur, der einst seine Erlebnisse auf der Teufelsinsel im Schweizer Spiegel geschildert hatte. 1947 bewog nun dieser den Verband, das Inseratengeschäft samt seiner Person zu übernehmen. Dort blieb er freilich nicht lang.

An Stelle des «Wohnen» konnte ich dann bald die Betreuung zweier technischer Zeitschriften übernehmen. Jüngst kam ein weiteres ansehnliches Fachorgan hinzu. Daß es meistens billig und praktisch ist, zumindest die Inseraten-Acquisition einem erfahrenen Verlag anzuvertrauen, bekam vor dem Krieg ein Herausgeber besonders kraß zu verspüren. Wir hatten seine Zeitschrift sofort zum Rentieren gebracht. Alsbald übernahm er das Inseratengeschäft selber, und das Organ ging ein. Ich traf ihn auf der Straße. Er sagte: «Ich habe den größten Blödsinn meines Lebens gemacht.»

Spekulativer als der Walliser Aprikosenhandel

Bekanntlich werden die Walliser Aprikosen zum Teil – jedenfalls war das früher so – vom Zwischenhandel zu einer Zeit gekauft, da sie noch unreif am Baum hängen. Der Händler weiß dann noch nicht, ob das Wetter die gekauften Früchte vernichten wird oder wie gut sie ausreifen werden. Ähnlich ist es im Buchverlagsgeschäft, nur daß hier der Verleger das Hauptrisiko trägt. Wenn man ein Buchprojekt in Angriff nimmt, kann nicht einmal der Autor wissen, ob der Wurf gelingen wird.

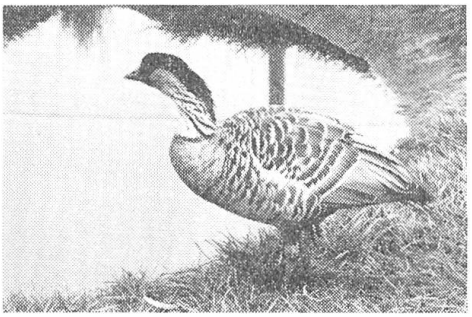
Zudem läßt sich der Absatz – sofern nicht ausnahmsweise eine große feste Bestellung vorliegt – überhaupt nicht abschätzen. Eines der vielen Beispiele, daß oft ausgezeichnete Publikationen keinen Erfolg haben, sind unsere um 1930 herum aufgelegten, köstlichen «Abenteuer des Malers Pencil» von Rodolphe Toepffer: Wir brauchten über dreißig Jahre, um sie abzusetzen, während andere mit dem derberen und sehr deutschen Wilhelm Busch auch in der Schweiz trotz der antigermanischen Grundwelle der Nazi-Jahre großen Erfolg hatten. Noch besser als Rudolf Grabers erfolgreiche «Basler Fährengeschichten» ist sein Novellenband «Das Mädchen aus den Weiden»: er ging miserabel.

Politische Bücher und besinnliche Betrachtungen verkaufen sich selten gut. Und doch fand Dr. med. Hans Stauffers «St. Petersinsel», die in unserem Verlag 1962 – bereits unter der jetzigen, noch nicht so erfahrenen Leitung – herauskam, einen erfreulich schönen Absatz. Beste Beispiele dafür, daß glücklicherweise Erfolg und Qualität übereinstimmen können, sind «Der schweizerische Knigge» von Adolf Guggenbühl und die Kinderbücher von Selina Chönz und Alois Carigiet. In den ersten fünf Monaten haben wir von Carigiets 1965 erschienenem «Zottel, Zick und Zwerg» über 20 000 Exemplare abgesetzt – in der Schweiz eine große Ausnahme.

Bei uns gilt übrigens keineswegs der Satz, daß für den Absatz eines Buches Angriffe besser sind als überhaupt keine Würdigung. So stieß sich die «Union Helvetia» daran, daß in Kurt Guggenheims feinfühligem Roman «Wilder Urlaub» eine Serviertochter den Helden mit auf ihr Zimmer nimmt: das schadete dem Verkauf, der anderseits dank der Verfilmung des Stoffes recht gut war. Vor Jahresfrist hat Kritik von Tierschutzkreisen den Absatz von Freddy Bollers fesselndem, in den besten Tages-

Bedrohte Tierarten

Von Wolfgang N. Naegeli



Die Hawaii-Gans

Zu den regenreichsten Gebieten der Welt gehören die Hawaii-Inseln. Der grossen Feuchtigkeit wegen gedeiht eine üppige Vegetation. Hier gibt es viele seltene Pflanzen und Tiere. Die geographische Isolation hat die Entwicklung besonderer Arten, die wir sonst nirgends auf der Erde finden, begünstigt.

Vor der Entdeckung durch James Cook lebten auf dem Archipel über 25 000 Hawaii-Gänse. Die Polynesier töteten zwar schon früher während der Mauser viele dieser Vögel, doch erst das Aufkommen der Feuerwaffen brachte sie an den Rand der Ausrottung. 1951 wurden nur noch 13 freilebende Gänse gezählt. Die optimistischsten Schätzungen lauteten auf 25 bis 30 Tiere.

Verschiedene Naturschutzkreise und Grundbesitzer versuchten die Hawaii-Gans zu züchten, doch nur Herbert Shipman konnte Erfolge verzeichnen. 1950 sandte er ein Pärchen nach England. Im Frühjahr 1951 begannen jedoch beide Tiere ein Nest zu bauen: es waren zwei Weibchen! Selbst für den Spezialisten ist es nämlich unmöglich, die Geschlechter zu unterscheiden. Ein telegraphisch in Hawaii nachbestelltes Männchen traf bereits nach sieben Tagen ein. Doch es war schon zu spät. Erst im folgenden Jahr konnten neun Junge aufgezogen werden. Bis 1957 hatten sie sich auf 52, bis 1958 auf 100 vermehrt.

Zwischen 1960 und 1962 konnten 87 in Gefangenschaft aufgezogene Hawaii-Gänse in ihrer ursprünglichen Heimat freigelassen werden. 30 davon stammten aus England und wurden mit der finanziellen Hilfe des World Wildlife Fund nach Hawaii transportiert. Im Krater des erloschenen Vulkans Haleakala auf der Insel Maui wurden die Vögel zuerst zwei Monate in Gehegen gehalten. Sie erhielten tierärztliche Betreuung und ihr natürliches Futter, das aus Beeren und Gräsern besteht.

Die Hawaii-Gans ist ein apartes Tier. Kopf, Halsrückseite und Beine sind pechschwarz, der Körper dagegen fahlrot, grau, braun und schwarz gestreift. An ihren ungewöhnlich langen Füssen trägt sie als ausgeprägter Festlandbewohner tief eingeschnittene Schwimmhäute. Uns Menschen gegenüber verhält sie sich friedfertig und zutraulich.

zeitungen gelobtem Abenteuerbuch «Hölle der Krokodile» stark beeinträchtigt.

Das Ansehen des Verlages mehrten unter anderem nach dem Krieg die «Europäische Kunstgeschichte» von Peter Meyer sowie in jüngster Zeit die Büchlein über geistig Behinderte von Dr. Maria Egg und die Eröffnung einer neuen Reihe von Werken des Philosophen Paul Häberlin.

Kontinuität und Erneuerung

Vor vier Jahren haben die beiden fast 66jährigen Gründer die Leitung des Verlags und die Redaktion in die Hände einer jüngeren Generation übergeben – in der wohl richtigen Überlegung, daß ein solcher Wechsel beizeiten erfolgen soll und daß die nun florierende Zeitschrift ihn gut ertragen konnte, ja, dabei vielleicht noch gewinnen wird. Der neue Leiter, Daniel Roth, verkehrte schon als Student während des Krieges auf unserem Verlag; Redaktor Beat Hirzel hatte, im Verlagswesen tätig, schon lange ein heimliche Liebe zu unserer Zeitschrift; Elisabeth Müller-Guggenbühl war gleichsam im Schweizer Spiegel aufgewachsen und setzte jetzt das Werk ihrer Mutter fort.

Trotzdem bedeutete die neue Situation für mich anfänglich einen Schock. Ich kam mir vor wie ein Kanarienvogel, der plötzlich mitsamt dem Käfig in eine andere Familie versetzt wird. Der Futternapf bleibt wohl der gleiche, aber die vielen wohlvertrauten Töne werden durch Geräusche anderer Art ersetzt. Doch ich erholte mich rasch.

Aus einem väterlich geführten Familienunternehmen war jetzt eine auf eigenen Füßen stehende AG geworden, mit Instanzen wie Generalversammlung und einem periodisch zusammentretenden Verwaltungsrat. Das war mir zunächst etwas unheimlich. Ich stellte aber bald fest, daß der neue Leiter und die Verwaltungsräte – an der Spitze der in Turgi lebende Zürcher Dr. Paul Landolt als Präsident – auch Menschen sind, die mit ganzem Herzen das Wohlergehen und die Weiterentwicklung des Schweizer Spiegel und seines Verlags erstreben.

Nach vier Jahren kann man sagen, daß diese Operation, bei der ich die Rolle nicht des ruhenden, aber des konstanten Pols zu spielen hatte, gelungen ist. Indem sie die Zeitschrift so lebensfähig gemacht hatten, daß dies möglich wurde, hatten Fortunat Huber, Adolf und Helen Guggenbühl die skeptische Frage der «Neuen Zürcher Zeitung», ob sie berufen seien, uns die angekündigte, von Wirklichkeitsgeist getragene, breite Kreise erfassende schweizerische Zeitschrift zu schenken, ein letztes Mal entschieden. Wir schulden ihnen gleichermaßen Dank für ihre geistige Leistung wie für ihr Durchhalten über all die erwähnten Rückschläge hinweg.

Seit dem Krieg war die verkaufte Auflage des Schweizer Spiegel in 16 Jahren von 8000 auf über 19 000 gestiegen. Die Herausgeber hatten sich von den Krisen nicht niederdrücken lassen. Sie berauschten sich später nicht an der Konjunktur. In ihren Artikeln gehörten sie zu den ersten Warnern vor ungesunder Aufblähung und bedenkenloser Hereinnahme von Fremdarbeitern. Adolf Guggenbühl prägte dafür das Wort von der «gefährlichen Tüchtigkeit».

Seit 1961 wuchs die verkaufte Auflage weiter auf 22 000. Aber auch die geistige Linie wurde fortgesetzt, wenn die neue Redaktion von der Krise in der Hochkonjunktur sprach oder die Frage stellte: «Freie Schweiz oder Turm zu Babel?». Ebenso, wenn sie die Reklame als Element der Freiheit verteidigte. Zugleich machten sich die «neuen Männer» an die Aufgabe, der Zeitschrift ein moderneres Gesicht zu geben. Über das Ringen des neuen Teams gäbe es auch manches zu erzählen – aber das möchte ich vielleicht später tun.

Mein Aufgabenkreis liegt heute auf einer anderen Ebene als vor vierzig Jahren, da ich als rasender Reporter Menschen verschiedenster Art interviewte und ihre Lebensphilosophie und ihre Schicksale zu Papier brachte. Aber es kommt heute noch vor, daß Menschen auf unsere Redaktion kommen, die etwas zu erzählen haben. Da lasse ich es mir nicht entgehen, das Interview aufzunehmen und zu einem Artikel zu verarbeiten. So entstand in letzter Zeit ein Bericht über den Schwindel mit dem Automatengeschäft, «Meidet mich, ihr Unglücklichen!» – Geständnisse eines Heiratsschwindlers –, «Der Untergang der SM 17» – Abenteuerbericht eines 17jährigen Schiffsjungen – und der Tatsachenbericht «Die Kugel rollt» über die Spielbank in Konstanz.

Vielleicht kommt einmal die schöne Zeit, da ich mich – entlastet von allen übrigen Aufgaben beim Verlag – beruflich wieder ganz der Leidenschaft hingeben darf, Menschen und ihre Schicksale kennen zu lernen und die Leser des Schweizer Spiegel mit ihnen bekannt zu machen.